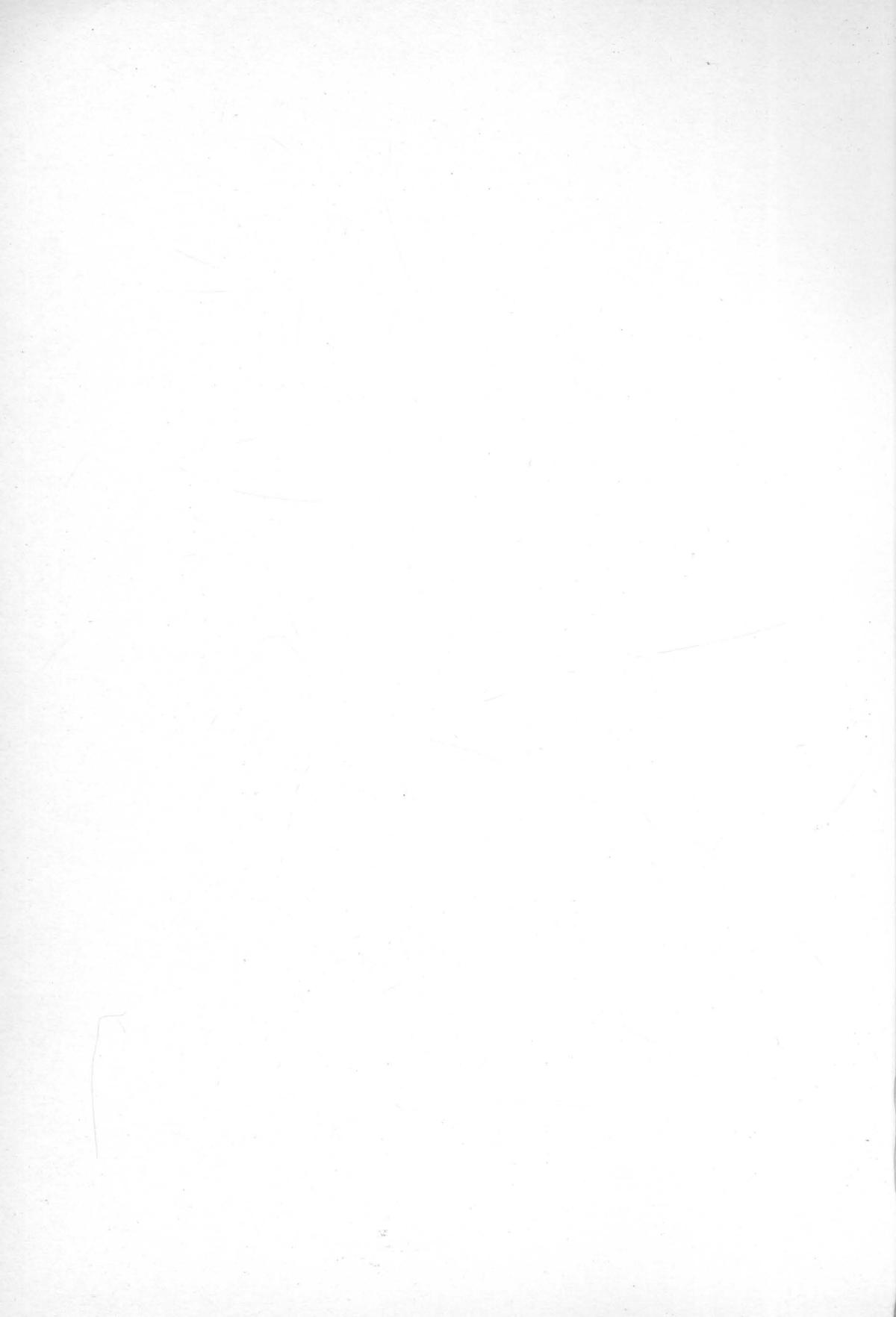


42582A II

# GLOTTODIDACTICA

VOL • XXVI (1998)

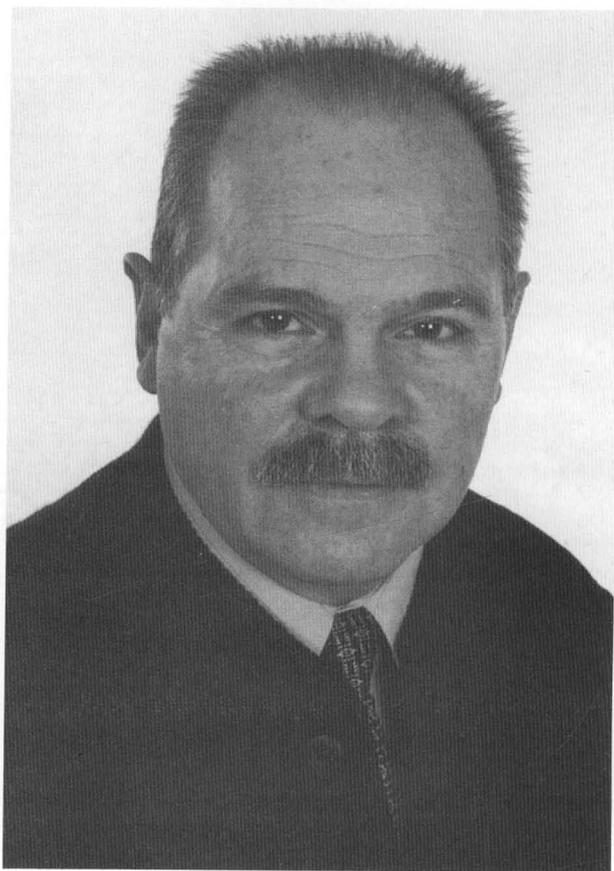




B T <sup>1998</sup> *lynd.* Vol. 26 : 1998 r.



h 25 82 / 1 II  
29. KWI. 1999



*Prof. Dr. habil. Waldemar Pfeiffer*



HORTON

11 821 254

13201

29. KWI. 1999

UNIwersytet IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

# GLOTTODIDACTICA

Festschrift für Professor Waldemar Pfeiffer  
zum 60. Geburtstag

AN INTERNATIONAL JOURNAL  
OF APPLIED LINGUISTICS

VOLUME XXVI (1998)

Founding Editor – Ludwik Zabrocki  
Honorary Editorship – Waldemar Pfeiffer  
Editor – Izabela Prokop  
Assistant to the Editor – Paweł Hostyński

### Editorial Advisory Board

Albert Bartoszewicz – Warszawa	Jacek Fisiak – Poznań
Leon Kaczmarek – Lublin	Franciszek Grucza – Warszawa
Aleksander Szulc – Kraków	Waldemar Marton – Poznań
Weronika Wilczyńska – Poznań	Władysław Woźniewicz – Poznań



WYDAWNICTWO  
NAUKOWE

Poznań 1998

BIBL UAM  
13201

Adres Redakcji:

Katedra Glottodydaktyki i Translatoryki UAM  
ul. 28 Czerwca 1956 r. nr 198  
61-485 POZNAŃ, Poland  
tel. (+48-61) 831 12 19, tel./fax (+48-61) 831 12 48

e-mail: iprok@amu.edu.pl

Okładkę projektowała  
MARIA DOLNA

*Wydanie publikacji dofinansowane przez Komitet Badań Naukowych*

© Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza, Poznań 1999

Opracowanie redakcyjne  
ROBERT SCHLAFFKE

Redaktor techniczny  
JÓZEF MAJDRY

ISBN 83-232-0939-1  
ISSN 0072-4769



425821 n / Vol. 26:  
1998

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIWERSYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

Nakład 550 egz. Ark. wyd. 25,25. Ark. druk. 21,75 + 1 wkł. Papier offset. kl III, 80 g, 70 × 100.  
Podpisano do druku w styczniu 1999 r. Druk ukończono w lutym 1999 r.

ZAKŁAD GRAFICZNY UAM, POZNAŃ, UL. H. WIENIAWSKIEGO 1

**BIBL UAM**  
gg EO goh

## CONTENTS

<b>EDITORIAL (Izabela PROKOP)</b> . . . . .	5
 <b>I. ARTICLES</b>	
Sylvia ADAMCZAK, Landeskunde im fortgeschrittenen Deutschunterricht: Zugang durch Literatur . . . . .	17
Zofia BERDYCHOWSKA, Maßgeschneiderte Fachtexte – nach was für einem Maß? . . . . .	35
Maria DAKOWSKA, Glottodydaktyka u prognozy XXI wieku . . . . .	43
Bjørn EKMANN, Die Erlebnishaftigkeit literarischer Texte. Erwägungen zur Methode der Textanalyse . . . . .	57
Ilona GAWĘDA, Zu Eigennamen in deutschen und polnischen Sprichwörtern . . . . .	89
Christian GELLINEK, Dialog über „Dutch“ und „Double Dutch“ . . . . .	101
Gert HENRICI, Empirische glottodidaktische Forschung. Ein Beispiel: Das Projekt ‘Lösungsinteraktionen’ . . . . .	107
Ursula HIRSCHFELD, Einige Schwerpunkte für die Arbeit an der Aussprache bei polnischen Deutschlernenden . . . . .	113
Jan ILUK, Problemy tłumaczenia nazw medycznych na przykładzie języka polskiego i niemieckiego . . . . .	123
Czesław KAROLAK, Dydaktyka tekstu literackiego w świetle potrzeb nauki języka w warunkach obcokulturowych . . . . .	137
Heinrich P. KELZ, Wirtschaftsdeutsch im Anfängerunterricht . . . . .	151
Abdullah KHUWAILEH, Vocabulary in LSP: A case study of phrases and collocations . . . . .	157
Roman LEWICKI, Kształcenie tłumaczy na specjalizacji tłumaczeniowej filologii rosyjskiej. Założenia i realizacja . . . . .	167
Aleksandra ŁYP, Probleme der Bedeutungserschließung von Nominalkomposita für DaF-Lernende . . . . .	175
Ewa MARCINIAK, Multisensory approach to teaching the visually impaired students . . . . .	183
Manfred OSTEN, Goethe und Österreich . . . . .	187
Bernard PIOTROWSKI, Język fryzyjski w Niemczech. Dylematy jego rozwoju i dalszego przetrwania . . . . .	201
Bernadeta PYŚK, La vidéo – outil du développement du style personnel d’expression orale en langue étrangère au niveau avancé . . . . .	221
Albert RAASCH, Ein Plädoyer für eine vielfältige Welt der Fremdsprachen, ...gerade im berufsorientierten Bereich . . . . .	225
Bogusława ROLEK, Probleme der Wortschatzarbeit im Fremdsprachenunterricht . . . . .	235
Barbara SKOWRONEK, Überlegungen zur Zukunft des Fremdsprachenunterrichts: Medienbedingtheit, Kommunikationsfähigkeit, Lernerzentriertheit . . . . .	247

Aldona SOPATA, Gramatyka uniwersalna w dydaktyce języków obcych . . . . .	253
Iwona STRACHANOWSKA, Motywy wyboru studiów neofilologicznych . . . . .	261
Marian SZCZODROWSKI, Fremdsprachige Dekodierungsprozesse und ihre Konsequenzen . . . . .	269
Weronika WILCZYŃSKA, Une expérience d'apprentissage en semi-autonomie au niveau avancé: principes et bilan provisoire . . . . .	277
Władysław WOŹNIEWICZ, Pragmalingwistyczno-kulturologiczna interpretacja tekstu na zaawansowanym etapie nauki języka obcego . . . . .	287
Elżbieta ZAWADZKA, Wandlungen der Edukation und die Ausbildung von Fremdsprachenlehrern . . . . .	295
Joanna ZAWODNIAK, The Role of Memory in Child's Vocabulary Consolidation and Enrichment . . . . .	309
Grażyna ZENDEROWSKA-KORPUS, Zur sprachlichen Routine in Lehrbüchern des Deutschen als Fremdsprache für Jugendliche am Beispiel <i>Dein Deutsch-Oberschule</i> . . . . .	323
Teresa SIEK-PISKOZUB, The role of formal instruction in foreign language learning . . . . .	331
<b>II. ANNOUNCEMENTS</b> . . . . .	<b>347</b>

## GOETHE UND ÖSTERREICH

MANFRED OSTEN

*Alexander von Humboldt-Stiftung Bonn*

In einem Essay mit dem Titel „Wir Österreicher und Deutschland“ für die „Vossische Zeitung“ hat Hugo von Hofmannsthal 1915 die Vermutung geäußert, „daß Österreich unter den Ländern der Erde eines der von Deutschen ungekannten oder schlechtest gekannten ist. Österreich liegt Deutschland so nahe und wird dadurch übersehen...“. Hofmannsthal fügt hinzu: „Der geistige Blick der Deutschen war im Mittelalter nach Süden, vom 16. Jahrhundert an nach Westen gerichtet. Die Ablenkung nach Südosten, durch die zwei Jahrhunderte währende Türkengefahr, blieb rein politisch und hatte verhältnismäßig geringe Kraft über die Phantasie des Volkes... Goethe betrat unser Land im Böhmischem Gebirge und durchquerte das tirolische Gebiet: er kam nicht, um Österreich zu suchen“.

Es mag sein, daß Goethe nicht kam, um Österreich zu suchen. Sicher aber ist, daß er es gefunden hat. Gefunden mit der schönen Folge, daß Österreich auch ihn fand und bis zum heutigen Tag nicht wieder aus den Augen verloren hat. Goethe hat Österreich nicht übersehen. Er hat es vielmehr lange angesehen, und es stand bei ihm in hohem, ja höchstem Ansehen. Wie lange hat Goethe Österreich angesehen? Die Antwort mag manchen überraschen. In keinem anderen Land außerhalb Deutschlands hat sich Goethe insgesamt länger aufgehalten als in Österreich. Fleißige Goethe-Forscher haben errechnet, daß er 1114 Tage seines Lebens in Österreich gewesen ist – und zwar im Zeitraum 1785 bis 1823. Also insgesamt über drei Jahre – alle Tage zusammengerechnet. Österreich überflügelt damit sogar Italien, Goethes berühmtestes Reiseland, das es „nur“ auf 683 Tage in seinem Leben gebracht hat. 1114 Tage in Österreich bedeuten viel, wenn man bedenkt, daß Goethe die Gegenwart, sein gelebtes Leben für wichtiger erachtet hat als sein Werk. Goethe hat in Österreich das Wort gesagt: „Die Gegenwart ist die einzige Göttin, die ich anbet“.

Der kaum 36-jährige, der im Juli 1785 zur ersten Fahrt nach Österreich, genauer gesagt, nach Böhmen aufbrach, klagte über Magenbeschwerden und schmerzhafte Gichtanfälle. Aber was er in Böhmen suchte und fand, war nicht nur Linderung physischer Leiden. 1823 bei seinem letzten Aufenthalt in Österreich hat er gegenüber seinem Freund, dem Egerer Polizeirat Grüner bemerkt: „Der Kur wegen reise ich nicht in die Badeörter; ich lebe hier sehr angenehm, die reine Luft

und der Umgang mit liebenswürdigen Personen erheitern meine Tage.“ Goethe hat nie ein summarisches Urteil über Österreich ausgesprochen – das allgemeine war für ihn stets der besondere Fall. Aber Österreich war – wie dieses Wort zeigt – für Goethe gleichsam ein Synonym für Angenehmes: reine Luft, liebenswürdige Personen, Erheiterung seiner Tage in der zweiten Hälfte seines Lebens.

Das ist vielleicht das höchste Lob, das sich denken läßt aus seinem Munde. Hat er doch selber diesen Zustand der Heiterkeit in den „zahmen Xenien“ mit den Worten gefeiert: „Ich bin so guter Dinge, so heiter und rein. / Und wenn ich einen Fehler beginge, könnt' s keiner sein“.

Da sich aber das Heitere für Goethe am schönsten zeigte auf ernstem Lebensgrund, so sei auch dieser gleich gezeigt: die Marienbader Elegie. Dieses große, bedeutende Altersgedicht ist schmerzlicher Ausdruck der Liebe des 74-jährigen Goethe zur 18-jährigen Ulrike von Levetzow. Diese Liebe, die mit Österreich unauflöslich verknüpft ist, nahm 1821 in Marienbad ihren behutsamen Anfang und endete 1823, in Eger, mit einer Katastrophe, einem lyrischen Skandal, einer gesellschaftlichen Peinlichkeit. Goethe hatte durch den Großherzog, Carl August von Sachsen-Weimar, um die Hand Ulrikes anhalten lassen und war abgewiesen worden. Die Erinnerung an dieses Ereignis war noch mit im Spiel, als Thomas Mann 1911 eine Novelle plante, die den Titel tragen sollte „Goethe in Marienbad“. Statt ihrer schrieb er dann den „Tod in Venedig“.

Vom Tod spricht auch die Marienbader Elegie: „Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt, / Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt. / Verstrickt in solche Qualen, halbverschuldet, / Geb' ihm ein Gott zu sagen, was er duldet.“ Auch das also, das Tragische, verband sich für Goethe mit Österreich, mit Böhmen, mit Marienbad.

Was aber ist – vor dem Hintergrund dieser Polarität des Heiteren und des Tragischen – die Summe, die sich ziehen ließe aus Goethes Tagen in Österreich? 1902 hat der Goethe-Forscher August Sauer den Versuch unternommen, die gesamte nach Österreich gerichtete Korrespondenz Goethes zu edieren. Das eindrucksvolle Ergebnis hat er in zwei dickleibigen Bänden der Schriften der Goethe-Gesellschaft veröffentlicht unter dem Titel: „Goethe und Österreich“. Danach hat Goethe über 500 Briefe mit über 100 Korrespondenten in Österreich gewechselt. Eine reiche epistolarische Ernte, eine Korrespondenz, die nahezu alle Lebensbereiche umfaßt mit unzähligen Facetten persönlicher, offizieller, naturwissenschaftlicher, literarischer und geschäftlicher Natur. Darunter so ausgedehnte Briefwechsel wie z.B. mit dem Botaniker Graf Caspar von Sternberg, dem Begründer des Böhmisches Museums in Prag, (Goethe war Ehrenmitglied dieses Museums) oder mit dem Gymnasialprofessor Zauper in Pilsen, der literarische Studien über Goethe verfaßt hat. Unter den Briefpartnern finden sich so bedeutende Namen wie Beethoven, Fürst Esterházy, Graf Palffy, Fürst Lobkowitz, der tschechische Komponist Tomaschek – um nur einige zu nennen.

Diese Korrespondenz wird bedeutsam ergänzt durch persönliche Begegnungen, die Goethe in Berührung brachten nicht nur mit den geistigen Zentren Österreichs – Wien, Prag und Budapest –, sondern auch mit nahezu allen österreichischen Provinzen und Nationalitäten. Es sind Begegnungen, deren gesellschaftliche Spannweite reicht vom Kaiserlichen Hof und dem Staatskanzler Metternich bis zum Steinschneider und Strumpfwirker; ja selbst der verachteten Persönlichkeit des Scharfrichters Karl Huß in Eger ging Goethe nicht aus dem Weg.

Österreich war darüber hinaus für Goethe auch ein riesiges Absatzgebiet seiner Werke. Metternich hatte beim Frankfurter Bundestag besondere Privilegien zum Schutze der Werke Goethes vor unberechtigtem Nachdruck durchgesetzt. Dem Direktor des Weimarer Hoftheaters war Österreich von großem Interesse als Exportland von Theaterstücken, Opern, Schauspielen, Musikern und Sängern. Für Goethe als Sammler und Naturwissenschaftler war es unentbehrlich als Land bedeutender Kunstsammlungen und großer – in Prag und Wien – angehäufte naturwissenschaftlicher Schätze.

Schließlich war Goethe auch mit Österreich verknüpft durch Marianne von Willemer: Die Suleika seines West-Östlichen Divans war Österreicherin. Graf Purgstall, der für Goethe wichtige Orientalist, war in der Steiermark begütert, Angelica Kaufmann, die Goethe in Rom porträtierte, stammte aus dem Vorarlberg.

Mit Ungarn hat sich Goethe als Minister bereits früh beschäftigt: Goethe hielt seinen Herzog von einem politischen Abenteuer zurück, in das ihn der preußische Hof mit dem Ziel der Losreißung Ungarns von Österreich hatte verwickeln wollen. Über die Verwaltung Galiziens ließ Goethe sich ausführlich berichten. Ebenso beschäftigte ihn die Verwaltung der italienischen Provinzen. Graf Sternberg weckte Goethes Interesse für tschechische Literatur: Goethe verkehrte mündlich und schriftlich mit dem Sprachforscher und Schriftsteller Dobrowsky, aber auch mit dem tschechischen Naturforscher Purkynje und dem Übersetzer der Goetheschen „Iphigenie“ ins Tschechische, Machacek, und mit dem tschechischen Dichter und Volksliedersammler Celakowsky stand er in Korrespondenz. Der Schriftsteller Ferjencek, der ihn in Weimar besuchte, war Slowake aus Ungarn. Goethe hat tschechische Sprachstudien betrieben. Er interessierte sich außerdem lebhaft für die epische Volksdichtung Serbiens. Er hat ein Gedicht aus dem Tschechischen ergänzt – „Das Sträußchen“ – und übersetzte – mit fremder Hilfe – aus dem Morlakischen den „Klagegesang der Edlen Frauen des Asan Aga“. In Wien wünschte man außerdem seit Jahren, Goethe möge zu Besuch kommen, ja womöglich seinen Wohnsitz dorthin verlegen. Literarisch interessierte Kreise um Marianne von Eybenberg und Cäcilie von Eskeles in Wien hätten dies gern gesehen, zumal 1812 die „Wiener Kaiserliche Akademie der vereinigten bildenden Künste“ auf Antrag Metternichs Goethe zum Ehrenmitglied ernannt und ihm 1815 Kaiser Franz das Kommandeurkreuz des Leopoldsordens verliehen hatte.

Überblickt man dieses nahezu unendliche Netz der Bezüge – „und Bezüge sind das Leben“, hatte Goethe seinem Freund Zelter geschrieben – so bestätigt sich am Beispiel Österreichs das schöne Wort des Wahl-Österreicher Friedrich Hebbel über Goethe: „Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet. Aber wachsend umfaßt dieser am Ende die Welt“. 1962, 60 Jahre nach August Sauer, hat der Goethe-Liebhaber und Schüler August Sauer, Johannes Urzidil, ein begeisterndes Buch über das Thema Goethe und Österreich im Artemis-Verlag unter dem Titel „Goethe in Böhmen“ veröffentlicht. Hatte Sauer gleichsam aus der Vogelperspektive das gesamte Reich der Goetheschen Österreich-Bezüge überblickt, so beschreibt Urzidil in seinem Buch liebevoll und gründlich jene zentrale Goethe-Provinz, die Goethe insgesamt 16 mal besucht hat: Böhmen. Böhmen, die böhmischen Bäder – diese Sommerresidenz des geselligen und geistigen Lebens Österreichs um die Wende des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts – sind für Goethe gleichsam das „Augenglas“ geworden, durch das er Österreich gesehen und empfunden hat. Urzidil, selbst böhmischen Ursprungs, hat sein über 500 Seiten umfassendes Buch bezeichnet als das „Glück meines Lebens“. Für Urzidil ist Goethe der „eigentliche Entdecker böhmischer Landschaften“ für Literatur und Publikum seiner Zeit: Urzidil weist überzeugend Züge der böhmischen Landschaft nach vor allem in Goethes „Wahlverwandtschaften“, den „Wanderjahren“ und der „Novelle“. Diese Werke sind in der Tat zu einem großen Teil in Böhmen konzipiert und niedergeschrieben worden, wobei Goethes exakte Phantasie die Landschaft seiner unmittelbaren Umgebung mit Sicherheit stets vor Augen hatte. Darüber hinaus hat Goethe – gleichsam als Dank an das österreichische Böhmen – in zahlreichen Schriften, Gedichten und Zeichnungen die Summe seines Daseins in diesem Lande gezogen. Einige Titel dieser böhmischen Betrachtungen seien hier genannt: „Altböhmische Poesie“, „Amazonen in Böhmen“, „Der Kammerberg bei Eger“, „Marienbad überhaupt und besonders: in Rücksicht auf die Geologie“, „Von dem Hopfen und dessen Krankheit, Ruß genannt“, „Aufsatz für die Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen“. Urzidils Autorenglück empfindet man vor allem bei der Lektüre des Kapitels über die Beziehungen Goethes zur österreichischen Kaiserin Maria Ludovica. Dieses Kapitel sei herausgegriffen aus einem doppelten Grund. Zum einen ist das Verhältnis Goethe-Maria Ludovica wenig bekannt und zum anderen fällt gerade von hier ein bedeutendes Licht auf die Begegnung Goethes mit einem berühmten Wahl-Österreicher: Beethoven.

Goethe lernte Maria Ludovica – die junge dritte Gemahlin des österreichischen Kaisers Franz I. – im Juni 1810 in Karlsbad kennen. Sie muß eine faszinierende Persönlichkeit gewesen sein. Italienerin von Geburt und Erziehung, Französin ihren literarischen Neigungen nach, war sie Wienerin von Temperament: aus lauter Widersprüchen – gleichsam Goetheschen Polaritäten war sie zusammengesetzt, aus Heiterkeit und Ernst, Beweglichkeit und Festigkeit. Jean Baptiste Isabey

hat sie 1812 gemalt, eine zerbrechliche Schönheit, dunkeläugig mit halb fragendem, halb wissenden Lächeln. Goethe selbst hat sie wie folgt charakterisiert: „Überhaupt ist sie höchst angenehm, heiter und freundlich.“ Sie ist „geübt... einem jedem etwas Angenehmes aus dem Stegreife zu sagen oder zu erwidern“. Maria Ludovica's Wesen muß Goethe als zutiefst liebenswürdig erschienen sein. Entsprechend doch ihr heiter-freundliches Betragen gegenüber anderen seiner eigenen Auffassung von Humanität. Im West-Östlichen Divan stehen die Verse: „Das Niedeträchtige, was man dir auch sage, es ist das Mächtige“. Goethe war davon überzeugt, daß es gegenüber dem ungeheuren Maß an Miserabilität in der Welt kein anderes Rettungsmittel gibt als sich – in der Art Maria Ludovicas – „höchst angenehm, heiter und freundlich“ gegenüber den Mitmenschen zu betragen. Nur so ließ sich ertragen, erträglicher machen, was er einmal mit den Worten umschrieben hat: „Wir leiden alle am Leben“

Es überrascht daher nicht, daß Urzidil vermutet, Goethe habe Maria Ludovica geliebt. Was er ihr gegenüber empfand, war zumindest – wie es der Goethe-Forscher Wilhelm Bode einmal genannt hat – „zärtliche Liebe eines besorgten Vaters“. Goethe war glücklich, daß sie ihn gerne bei sich sah, sein Vorlesen, seine Gespräche wünschte und im Plaudern mit ihm ihre Krankheit, ein gefährliches Lungenleiden, vergaß. Hinzu kam, daß sie eine Enkelin jener Leonore von Este war, deren Bild Goethe im „Tasso“ gestaltet hatte.

Bettina von Arnim hatte 1812 eine erste Begegnung Goethes mit Beethoven in Teplitz vermittelt. Bettina berichtet, daß Beethoven während einer gemeinsamen Promenade mit Goethe in Teplitz grußlos mitten durch die Hofgesellschaft der Kaiserin hindurch geschritten sein soll. Der historische Wahrheitsgehalt dieser Geschichte ist bestritten worden. Immerhin ist sie dann gut erfunden. Beethovens bekannte republikanische Schrofheit im gesellschaftlichen Verkehr muß Goethe damals – im Hinblick auf Maria Ludovicas gesellige Tugenden und seine zarte Verehrung ihrer Person – als problematisch empfunden haben.

Am 2. September 1812 bemerkt Goethe in diesem Sinne gegenüber Zelter: „Beethoven habe ich in Teplitz kennengelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen hingegen und sehr zu bedauern, daß ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.“

Dies alles ändert natürlich nichts an der Tatsache, daß Beethoven durch seine Goethe-Kompositionen – man denke vor allem an die Egmont-Musik, die Chorphantasie über Goethes Gedicht „Meeresstille und glückliche Fahrt“ und seine Goethe-Lieder zur Verbreitung des Goetheschen Genius in Österreich wesentlich beigetragen hat.

In noch stärkerem Maße gilt dies für Franz Schuberts Goethe Lieder. Hierbei wird in der Regel übersehen, welche Bedeutung Goethe für Schubert hatte. Es spricht vieles für die Vermutung, daß Schubert durch die immanente Musik der Goetheschen Lyrik überhaupt erst zum Komponisten erweckt wurde. Schubert hat nicht nur – z.T. in mehreren Fassungen – über 80 Gedichte Goethes vertont, sondern er hat Goethe bewußt an den Anfang seines gesamten kompositorischen Schaffens gestellt: Die 4. Fassung seiner Vertonung des Goetheschen Erlkönigs hat Schubert ausdrücklich als Opus 1 bezeichnet; und gleich das nächste Werk – Opus 2 – ist wieder ein Goethe-Lied: „Gretchen am Spinnrad“.

Schubert war sich dieser sprachmusikalischen Vaterschaft Goethes durchaus bewußt. Er hat Goethe seine 1823 erschienenen Goethe-Lieder gewidmet und sie ihm 1825 übersandt. An diese Postsendung Schuberts hat sich leider das weitverbreitete Mißverständnis geknüpft, Goethe habe Schubert verkannt und mit Schweigen reagiert.

Die Wahrheit sieht anders aus. Als am 16. Juni 1825 Schuberts Lieder in Weimar eintrafen, brachte die Post gleichzeitig Kompositionen von Felix Mendelssohn-Bartholdy, der einen Monat vorher Goethe besucht hatte. Während Mendelssohns Kompositionen größte Beachtung fanden, fiel Schuberts Postsendung ins Leere. Das hatte einen einfachen Grund: Mendelssohn war in Weimar bekannt, von einem Musiker namens Schubert hatte dort jedoch noch niemand gehört. Selbst der in Weimar lebende österreichische Komponist Hummel lernte Schubert erst 1827 kennen – und schätzen.

Man könnte meinen, hier läge ein Versäumnis Goethes vor. Darauf wäre zu erwidern, daß selbst in Wien Schubert zu dieser Zeit nahezu unbekannt war. Die berühmte Musikzeitschrift Wiens „Cäcilia“, berichtete z.B. 1825 über die Wiener Musikzustände 30 Seiten lang und erwähnte Schubert mit genau drei Worten.

Schuberts Kompositionen wanderten daher im Andrang aus aller Welt eingehenden Post und unzähliger Tagesgeschäfte Goethes unbeachtet in die Ablage. Erst 1828, im Todesjahr Schuberts, wurden sie gleichsam wieder entdeckt, als die Dresdner Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient Schuberts „Erlkönig“ Goethe vorsang und dieser sich begeistert über diese Komposition und den Vortrag äußerte.

Wie Schubert Goethes Genius erkannte, so hat umgekehrt Goethe den österreichischen Genius der Musik erkannt: Mozart. Goethe hatte den jungen Mozart bereits 1763 in Frankfurt am Main gehört. „Des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen“ erinnert er sich 1830 gegenüber Eckermann. Als Direktor des Weimarer Hoftheaters hat er Mozarts Opern nicht nur sehr häufig aufführen lassen, sondern selber eine Fortsetzung der „Zauberflöte“ geplant. Die Skizzen hierzu sind erhalten, und kein geringerer als Hugo von Hofmannsthal hat auf ihre große Schönheit eindringlich hingewiesen.

Als ein Beispiel Goethescher Mozart-Verehrung sei hier zitiert, was er am 27.6.1831 gegenüber Eckermann im Hinblick auf Mozarts Don Giovanni gesagt hat: „Wie kann man sagen, Mozart habe seinen Don Juan komponiert! Komposition! – Als ob es ein Stück Kuchen oder Bisquit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauch eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzierende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot.“

Die wohl höchste Wertschätzung Mozarts aber hat Goethe gegenüber Eckermann am 12.2.1829 geäußert. Es ging in dem Gespräch um die Frage einer Vertonung des Goetheschen Faust. Eckermann hatte bemerkt, er gebe die Hoffnung nicht auf, daß sich für den Faust ein Komponist finden könnte. Goethe darauf: „Es ist ganz unmöglich... die Musik müßte im Charakter des Don Juan sein; Mozart hätte den Faust komponieren müssen“.

„Prima la musica e poi le parole“ – Wenn nach der Musik die Sprache folgt, so soll die Begegnung Grillparzers mit Goethe in Weimar im September 1826 am Anfang stehen. Es ist eine bewegende und für die Wirkungsgeschichte Goethes in Österreich bedeutsame Begegnung. Sie löste für Goethe sein eigenes Wort gegenüber Zelter ein: „Denn ein herzlich Anerkennen ist des Alters zweite Jugend“.

Dabei drohte die Begegnung zunächst unglücklich zu verlaufen. Wie Grillparzer in seiner Selbstbiographie schildert, erweckte das Geheimrätliche Goethes am ersten Tag eine „höchst unangenehme Empfindung“ in ihm: „das Ideal meiner Jugend, den Dichter des Faust, Clavigo und Egmont, als steifen Minister zu sehen, der seinen Gästen den Tee gesegnete, ließ mich aus all meinen Himmeln herabfallen.“ Aber am nächsten Tag zeigte sich Goethe „so liebenswürdig und warm“, daß Grillparzer in Tränen ausbricht, als Goethe ihn bei der Hand ergreift und ins Speisezimmer führt. Sie verbringen wahrhaft österreichische Tage. Goethe lobt Grillparzers „Sappho“ und läßt sein Portrait zeichnen. Er zeigt ihm das kaiserliche Privilegium gegen den Nachdruck seiner Werke und legt ihm schließlich Kostbares vor: die Souvenirs seiner Begegnung mit Maria Ludovica, die inzwischen, 1816, im Alter von 29 Jahren, gestorben war. Grillparzer notiert: „Diese Schätze waren, halb orientalisches, jedes Zusammengehörige einzeln, in ein seidenes Tuch eingeschlagen, und Goethe benahm sich ihnen gegenüber mit einer Art Ehrfurcht“.

Goethe-Forscher haben sogar die Vermutung geäußert, Goethe hätte nicht ungern Grillparzer in Weimar zurückbehalten. Abwegig erscheint dies nicht angesichts der Goethe-Begeisterung Grillparzers: hatte er doch als Zwanzigjähriger eine Fortsetzung des Goetheschen „Faust“ geplant und über Goethe selbst gedichtet: „Wo du stehst im Kreis der Wesen, / Stellt er sich als Führer ein; / Doch will er nicht bloß gelesen, / Er will auch gelebet sein“.

Grillparzer, der zeitlebens unter der doppelten Unglücksbedeutung seines eigenen Namens gelitten hat, spricht hier unmittelbar aus, daß Goethe ihm mehr war als ein ästhetischer Fixstern. Er hat ihn vielmehr empfunden als Erzieher, der im „Wilhelm Meister“ den Weg gelehrt hatte: „Gedenke zu leben! Wage es, glücklich zu sein!“ Und über Goethe hat Grillparzer schließlich auch jenes Wort gesagt, das ich als eine Art geheimes Motto für die Wirkung Goethes in Österreich bezeichnen möchte. Grillparzer notiert in seiner Selbstbiographie über Goethes Erscheinung im Weimarer Hausgarten:

„Sein Anblick in dieser natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkappchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater“.

„Halb wie ein Vater“ – die Konstanz dieser Empfindung in Österreich Gegenüber Goethe bis in unsere Tage ist ein Phänomen, das mit einiger Sicherheit etwas zu tun haben dürfte mit dem Verhältnis des Österreichers zur Tradition. Hugo von Hofmannsthal hat 1917 in einer Skizze mit dem Titel „Preuße und Österreicher“ den Österreicher stichwortartig u.a. wie folgt charakterisiert: „Traditionelle Gesinnung, stabil fast durch Jahrhunderte. Mehr Fähigkeit, sich im Dasein zurechtzufinden. Geringe Begabung für Abstraktion. Selbstironie“.

Blickt man genauer hin, so sind diese Eigenschaften auch Charakteristika Goetheschen Denkens, wobei der Vollständigkeit halber erwähnt werden sollte, was Goethe selber einmal gegenüber seinem österreichischen Freund Grüner über die Preußen bemerkte: „Geben Sie acht, Freund. Es sind Preußen. Die wollen immer alles besser wissen als andere Leute“. Hofmannsthal spricht von der „Selbstironie“ des Österreichers.

„Selbstironie“ aber ist eng verknüpft mit jenem Gefühl der Toleranz, des Geltenlassens anderer Denkungsarten. Das Geltenlassen, ja, Anerkennen anderer Denkungsarten in Gestalt fremder Literatur muß Goethe im Vielvölkerstaat Österreich besonders dankbar empfunden haben. Bestätigte dies doch seinen aus der Toleranz geborenen Begriff der „Weltliteratur“. Nicht zufällig hat er sich bei Grillparzer nach der Situation der italienischen Literatur in Wien erkundigt! Und was das von Hofmannsthal erwähnte Verhältnis des Österreichers zur Tradition betrifft, so gelten für Goethes eigenes Traditions-Verständnis die Verse des „West-Östlichen Divans“: „Wer nicht von dreitausend Jahren / Sich weiß Rechenschaft zu geben, / Bleib im Dunkel unerfahren / Mag von Tag zu Tage leben.“

Bedenkt man diese besonders günstigen Bedingungen für Resonanz und Rezeption Goethes in Österreich und vergleicht sie mit der immer wieder von tiefen Brüchen und großer Goethe-Ferne gekennzeichneten Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland, so überrascht es nicht, daß die erste Goethe-Gesellschaft nicht in Deutschland, sondern in Österreich gegründet wurde: Sieben Jahre früher, 1878, in Gestalt des Wiener Goethe-Vereins.

Stand und steht doch die Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland vor zwei großen Schwierigkeiten: Entweder entrückte man ihn durch kenntnislose Überschätzung oder man fand Gründe, ihn auf das eigene Durchschnittsmaß zu reduzieren, indem man die eigenen Ressentiments als kritische Einwände bezeichnete. Unkenntnis hier und Neid dort – zwei Klippen, die die Goethe-Rezeption in Österreich im großen und ganzen bis heute glücklich umschiff hat. Goethe ist in Österreich nie ein gänzlich Unbekannter geworden, und gegenüber Goethes großen Vorzügen hat man sich – in fast allen Fällen – doch schließlich für die Sympathie und nicht für den Neid als Rettungsmittel entschieden.

„Halb wie ein Vater“ – dieses Goethe-Verständnis setzt sich fort in der Person Adalbert Stifters. Wie kaum ein anderer österreichischer Dichter hat Stifter sein Werk vor Goethe verantwortet. Dies gilt auch für Stifters Naturverhältnis. Wenn Goethe in den „Maximen und Reflexionen“ sagt: „Steine sind stumme Lehrer“, so liefert Stifters Werk gleichsam den Beleg für diese Einsicht. Stifter hat nicht nur die Steine, er hat die Gräser, die Blumen, den Wald, ja, nahezu die gesamte Natur zum Sprechen, zur Sprache gebracht und ihre Lehre, das sanfte Gesetz, festgehalten.

Stifter war selbst ein Lehrer. Aber er hat sich nicht gescheut, immer wieder in die Lehre zu gehen bei Goethe. Als eine solche Lehre hat er vor allem Goethes „Pädagogische Provinz“ im „Wilhelm Meister“ und die darin ausgesprochene Lehre von der dreifachen Ehrfurcht – der Ehrfurcht nach oben, nach unten und nach Seiten – betrachtet. Stifters Bildungs-Roman „Der Nachsommer“ ist Ausdruck und Summe dieser Lehrjahre bei Goethe.

Als 1867 der Großherzog von Sachsen-Weimar in Erinnerung an Goethes Liebe zu Böhmen dem in Oberplan, in Böhmen geborenen Stifter den „Orden der Wachsamkeit vom weißen Falken“ für den Roman „Witiko“ verlieh, bemerkte Stifter hierzu (gegenüber seinem Jugendfreund Josef Türck): „Es ist der Orden... zu dem Goethe den Wahlspruch geschrieben hat: ‘Seid wachsam!’ Mich freute diese Anerkennung sehr“.

Wie sehr Stifter Goethe – im Sinne des Grillparzerwortes „halb wie einen Vater“ empfunden hat, zeigt sein Brief vom 13. Mai 1854 an seinen Verleger Gustav Heckenast: „Ich bin zwar kein Goethe, aber einer aus seiner Verwandtschaft, und der Same des Reinen, Hochgesinnten, Einfachen geht auch aus meinen Schriften in die Herzen, davon habe ich Beweise...“. Und der Schriftsteller Hermann Bahr – geboren in Linz, im Sterbeort Stifters – hat diese Verwandtschaft 1919 in einer Studie über Stifter mit den Worten charakterisiert: „Es ist, als hätte sich die Natur in das unvergleichliche Phänomen Goethe so verliebt, daß sie’s noch einmal wiederholen wollte, nur freilich mit einer gelinden Abwandlung, stiller, in kleineren Verhältnissen und mit einem Wechsel des Akzents, der dort auf den Dichter kommt, hier auf dem Maler bleibt.“

Zu den ganz nahen österreichischen Verwandten Goethes ist Hugo von Hofmannsthal zu rechnen. Hofmannsthal war – wie Goethe – ein Genie des Verstehens. Und Hofmannsthals Fähigkeit des Verstehens feiert nicht zufällig ihre schönsten Triumphe in seinen Essays über Goethe. Das gilt für seine Schrift über die Briefe des jungen Goethe, für seine Gedanken über die Singspiele und Opern Goethes, für seinen Aufsatz über den „Wilhelm Meister in der Urform“. Die beiden Meisterwerke seines Goethe-Verstehens aber sind „Die Unterhaltung über den ‘Tasso’“ und der Essay über den „West-Östlichen Divan“. 1911, zu einer Zeit, als sich die unverkauften Exemplare des „West-Östlichen Divans“ noch im Cotta-Verlag stapelten, war es Hofmannsthal, der den Mut hatte, dem allgemeinen Vorurteil gegenüber diesem Werk entgegenzutreten: „es habe sich Goethe, als ein im Herzen kühler alternder Mann, grillenhaft dem Fremden zu-, dem Nahen und Eigenen abgewandt und habe das orientalische Gewand wie eine Vermummung übergeschlagen, so sei dies Buch entstanden, woran alles fremd und seltsam, bis auf den Titel“. Hofmannsthal blickt nicht in, sondern gleichsam aus der Tiefe dieser Dichtung, wenn er sagt: „Dieses Buch ist völlig Geist; es ist ein Vorwalten darin dessen, was Goethe das ‘obere Leitende’ genannt hat, und so ist etwas entgegen, daß es nicht ins Breite beliebt und verstanden sein könne. Freilich sind Worte daraus in jedermanns Munde und Stücke daraus durch die Musik in jedermanns Ohr, aber als Ganzes ist es, man kann sagen, wenig bekannt und in der Herrlichkeit seiner Zusammenfügung nicht von sehr vielen, dem Verhältnis nach, begriffen worden. Und doch ist es eine Bibel: eines von den Büchern, die unergründlich sind, weil sie wahre Wesen sind, und worin jegliches auf jegliches deutet, so daß des innern Lebens kein Ende ist. An diesem teilzunehmen aber bedarf es eines erhöhten inneren Zustandes, und nichts ist in unserer Zeit seltener geworden als auch nur die Forderung in uns selbst, diesen uns herzustellen“.

Der Aufsatz mit dem Titel „Goethes entsetzliches Wesen“ ist leider nicht geschrieben worden. Den Plan hierzu hatte 1912 jemand gefaßt, in dessen Werk man Goethes Spuren vielleicht am wenigsten vermutet und der dennoch dem Österreich Goethes unbedingt zugerechnet werden muß: Franz Kafka. Über Kafkas Werk – diesem reinen Spiegel seines traumhaften inneren Lebens könnte durchaus Goethes Wort stehen, daß der Dichter „den Traum des Lebens als ein Wachender“ lebt, „und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft“. Kafkas Werk ließe sich durchaus auch verstehen als ein Weiterträumen von Alpträumen, die Goethe – hier und dort – schon vorgeträumt hat. Hatte Goethe doch – um nur ein Beispiel zu nennen 1781 Lavater offernbart: „Unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang, und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal ein Rauch... aufsteigt, und hier wunderbare Stimmen gehört werden“.

Die Kafka-Nähe solcher Sätze ist unüberhörbar. Unüberhörbar aber ist auch die Goethe-Nähe mancher Sätze in den Tagebüchern Kafkas, die wie durch ein Gitter in den Goetheschen Garten blicken, wenn er zum Beispiel unterm 19.12.1910 notiert: „Ein wenig Goethes Tagebücher gelesen. Die Ferne hält dieses Leben schon beruhigt fest, diese Tagebücher legen Feuer dran.“

Die Klarheit aller Vorgänge macht sie geheimnisvoll, so wie ein Parkgitter dem Auge Ruhe gibt, bei Betrachtung weiter Rasenflächen...“ Oder wenn Kafka über „Dichtung und Wahrheit“ festhält, dieses Werk enthalte Stellen von einer „durch keinen Zufall zu überbietenden Lebendigkeit“. Oder die Eintragung: „der mich ganz durchgehende Eifer, mit dem ich über Goethe lese... und der mich von jedem Schreiben abhält“. Und schließlich – im Sommer 1912, als Kafka Weimar besuchte – die Beschreibung einer Geste, deren Zartheit erschüttert: „Gang in der Nacht zum Goethehaus. Sofortiges Erkennen... Fühlbare Beteiligung unseres ganzen Vorlebens an dem augenblicklichen Eindruck. Das Dunkel der Fenster der unbewohnten Zimmer. Die helle Junobüste. Anrühren der Mauer“.

Max Brod, Kafka's Freund, hat in seiner Kafka-Biographie diesen Besuch in Weimar mit folgenden Worten erläutert: „Für die Reise nach Weimar im Jahre 1912 – Kafka war damals neunundzwanzig Jahre alt – waren wir durch unsere Liebe zu Goethe und unsere seit Jahren betriebenen Goethe-Studien besonders gut vorbereitet. Kafka mit Andacht über Goethe sprechen zu hören, das war etwas ganz Besonderes, es war als spreche ein Kind von seinem Ahnherrn, der in glücklicheren, reineren Zeiten und in unmittelbarer Berührung mit dem Göttlichen gelebt habe“. In welchem Sinne Kafka Goethe als seinen „Ahnherm“ empfunden hat, mag folgende Tagebucheintragung verdeutlichen: „Goethe hält durch die Macht seiner Werke die Entwicklung der deutschen Sprache wahrscheinlich zurück. Wenn sich auch die Prosa in der Zwischenheit öfters von ihm entfernt, so ist sie doch schließlich, wie gerade gegenwärtig mit verstärkter Sehnsucht zu ihm zurückgekehrt.“

Der 1951 verstorbene österreichische Philosoph Ludwig Wittgenstein hat in seinem „Tractatus Logico-Philosophicus“ einleitend bemerkt, er wolle dem Denken eine Grenze ziehen, und diese Grenze könne nur in der Sprache gezogen werden. Die Goethe-Nähe dieses sprachphilosophischen Grenzgängertums wird deutlich, wenn man bedenkt, daß Goethes Romangestalt Montan im „Wilhelm Meister“ bereits den kühnen Versuch gewagt hatte, gleichsam aus der Sprache – als einem (im Sinne Wittgensteins) problematischen Phänomen – auszuwandern und den „Rückzug“ anzutreten in die Schweigsamkeit der Berge. In demselben Roman stehen auch die denkwürdigen Worte: „Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte“. Und wenn Goethe in den „Maximen und Reflexionen“ sagt: „Denken ist interessanter als wissen, aber nicht als Anschauen“, so deutet er an, wo die von Wittgenstein erwähnte Grenze des Denkens verläuft. Versteht man mit Wittgenstein Philosophie als Kritik an der

Sprache überhaupt, so erscheint dies wie die konsequente Anwendung einer Goetheschen Einsicht auf das Phänomen der Sprache. Gemeint jenes Wort, das Goethe 1831 seinem österreichischen Freund Graf Sternberg schrieb: „...aber mit dem Positiven muß man es nicht zu ernsthaft nehmen, sondern sich durch Ironie darüber erheben und ihm dadurch die Eigenschaft des Problems erhalten“. „Wilhelm Meister“ heißt der Held des Filmbuchs „Falsche Bewegung“, das 1974 im Suhrkamp Verlag erschien: Der Autor ist der österreichische Schriftsteller Peter Handke. Hatte Stifter im „Nachsommer“ seinen Helden im Sinne des Goetheschen „Wilhelm Meister“ nach allen Seiten ausgebildet, um ihn in die Welt zu führen und ihn dort heimisch werden zu lassen, so führt Handke seinen „Wilhelm Meister“ durch ein Land – das Deutschland der siebziger Jahre –, das ihm als die Fremde, als befremdend schlechthin erscheint: „Wilhelm, dir ist so vieles fremd. Das gefällt mir an dir. Ich glaube, sonst kann man auch nichts schreiben“, bemerkt seine Freundin, die Schauspielerin Therese. Führt Stifter seinen Helden in die Ehe, so führt Handke seinen „Wilhelm Meister“ in die Vereinzelung, in die Wahrheit der eigenen Einsamkeit: auf der ‘Zugspitze – im Schneesturm – findet er sich selbst. In diesem Moment der Selbst-Empfindung beginnt er mit dem eigentlichen Schreiben, gelangt er zu seiner Berufung als Schriftsteller.

Im Sinne Goethes – der sich „Selbstdenker“ bezeichnet hat, ist Peter Handke ein Selbst-Empfindender. Sein 1978 erschienener Roman „Die Stunde der wahren Empfindung“ ist eine Rückbesinnung auf die Vernunft der Gefühle, die älter ist als die Vernünfte des Verstandes. Goethe hatte gefordert: „Erst Empfindungen, dann Gedanken; erst ins Weite, dann zu Schranken“. Handkes Roman geht den schwierigen Weg zurück: von den Gedanken zu den Gefühlen, zur „wahren Stunde der Empfindung“. Er deutet damit einen Weg an, der herausführen könnte aus den Exzessen des Intellekts und der dadurch entstandenen Selbstentfremdung des Menschen. Es ist jener schmale Weg, der wenig begangene Pfad ins Freie, ins Offene, den auch Goethe meinte in seinem „Engagement eines Romans“, wo der Satz steht: „Lieber schlimm aus Empfindung als gut aus Verstand“.

Die Kühnheit dieses Gedankens findet sich wieder in der 1982 erschienenen „Geschichte des Bleistifts“, wo Handke notiert: „Wieder Goethe: Wenn man heutzutage sich veräußerlichen will in Aufmerksamkeit..., statt auf seine Empfindungen und Vorstellungen zu achten, landet man bei Wirtshausgesprächen und -leuten (man kann dazu auch ‘Frühschoppen’ oder ‘Nachtstudio’ sagen)“.

In der „Geschichte des Bleistifts“ steht ein Satz, der Goethe gleichsam anhand von Gesten vergegenwärtigt: „Als Goethe Grillparzer 1826 an der Hand ergreift (um ihn ins Speisezimmer zu führen), brach dieser in Tränen aus; und Kafka hat dann die Ziegel von Goethes Haus gestreichelt.“ Wie gegenwärtig Goethe für Handke ist, mögen die folgenden Worte aus der „Geschichte des Bleistifts“ erhellen: „Ich stelle mir gerade vor, daß, wenn man genug Geld hätte... auch schon fürs Leben etwas gemacht hätte, man seine Tage ganz mit Goethe verbringen könnte,

und daß es im Leben nichts Besseres gäbe als das. Schöne Tage mit ihm – der gerade im klaren Strahl des Weins in der Dämmerung war – am Tümpel des sommerlichen Gartens, und dann unter den nächtlichen Bäumen wie in einer Tropfsteingrotte (aber müßte man dann nicht Goethe selber sein?)”.

## DYLEMATY JEJEGO ROZWOJU I DALSZEGO PRZETRWANIA

BEATA MIĘDZIOWSKA

Instytut Międzykulturowy – Prace

Język fryzyjski, który w grupie anglofryzyjskiej zachował się jako jeden z trzech (obok angielskiego i holenderskiego) języków staroniderlandzkich. Dialektem języka fryzyjskiego mówi dzisiaj w Holandii ok. 700 tysięcy osób (w tym ok. 4 % mieszkańców Holandii). W zasadzie wydzielamy trzy główne warianty tego języka (Smeit, 1988, II, 37 i n.; World Directory, 1997, s. 80):

1. Zachodni (Westerlauwersk Frysk). Językiem tym mówi od wczesnego średowiecza począwszy ludność holenderskiej prowincji Fryzlandii (Friesland), a także ludność żyjąca częściowo w prowincji Groningen oraz na Wyspach Zachodniofryzyjskich (Waddenzanden). We wspomnianej prowincji Fryzlandii na ponad 600 tysięcy jej mieszkańców prawie 500 tysięcy (dane z 1994 roku) zachowuje poczucie odrębnego śladu fryzyjskiego (Dijk, 1989, 36-47). Morfologia i gramatyka języka holenderskiego jest najbliższa językowi zachodniofryzyjskiemu. Narzeczonni fryzyjski, którzy postępują się ludność w miastach stanowi przynajmniej połowę holenderskiego i fryzyjskiego, a proces ten trwa już od XVII wieku.

W języku holenderskich Fryzów wydzielę media czasu kilka dialektów (Artsma, 1968). Od końca XIX wieku na terenie tej prowincji silny jest polityczno-nacjonalny „zach fryzyjski” dążący do utrzymania oraz rozwoju własnej tożsamości. Od 1958 roku władze Holandii dopasowały język zachodniofryzyjski do oświaty i kultury, a dwadzieścia lat później został wprowadzony jako obowiązkowy w nauczaniu na wszystkich szczeblach szkolnictwa prowincji Fryzlandii. Główne Fryzowie stanowią większość. Obecnie wykładany jest na pięciu holenderskich uniwersytetach. Wydłodził lokalne gazety i czasopisma w tym języku. W języku zachodniofryzyjskim nadaje swoje audycje radio prowincji Fryzlandii, a obecnie trwa batalia o to, by stał się językiem najsłabszej telewizji (World Directory, 1997, s. 80). Zachodniofryzyjski jest językiem literackim, a na uniwersytecie w Groningen funkcjonuje naukowo i dydaktycznie katedra języka fryzyjskiego, a także od 1958 roku tworzy swoją naukowo-kulturalną działalność Akademia Fryzyjska (Fryske Akademy). W ostatnich latach ruch narodkowy Fryzów zachodnich bardziej się jeszcze uaktywnił (Drummond, 1995, 69 i n.). Ekspertki od

